

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 12 (1908-1909)
Heft: 3

Rubrik: Ein Spruch von Gottfried Keller

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Christen ganz unwürdige Gefühl! — da habe ich tatsächlich darunter gelitten. Wie ich Ihnen bereits gesagt habe, las ich nun heute abend in einer Zeitung, daß Sie die Kirche angreifen wollten, und ich erinnerte mich der fürchterlichen Waffe, von der ich gegen Sie Gebrauch machen konnte. Da fühlte ich den verwerflichen Wunsch in mir, durch ein Mittel, über das ich jetzt erröte, sowohl Ihr Stillschweigen als die Gewißheit zu erlangen, daß Sie nichts als ein Heuchler seien. Jetzt aber haben Sie mich im Gegenteil überzeugt, daß ich Sie unrichtig beurteilte, und mich daran erinnert, daß ich mich hier nicht als Edelmann betrug: Nun aber ist alles wieder gut, und ich habe Sie nur noch um Entschuldigung zu bitten.“

Heinrich Luc schwammen die Augen in Tränen. Seine Hände bebten. Die Freude überwältigte ihn.

„Um Entschuldigung!“ rief er aus, „während ich zu Ihren Füßen liegen sollte, nachdem Sie die letzte Spur meiner schuldvollen Vergangenheit getilgt haben und nachdem ich in Ihnen den gnädigen Mann wiedergefunden habe, der mich einst geschont und gerettet hat! . . . Nein, nein, ich werde morgen nicht gegen Ihre Freunde sprechen. Nun verpflichte ich mich dazu, da ich es freiwillig tun kann . . . Was sage ich! Eckel faßt mich vor der Politik, vor dieser Betätigung des Hasses . . . Und ich begreife, daß hoch über allen Parteien die ehrbaren Leute stehen, unter denen Sie mir meinen Platz wieder zugewiesen haben . . . Wie soll ich Ihnen, Herr von Bindeuil, für Ihre Großmut . . .“

„Mein lieber Herr Luc“, unterbrach ihn der Graf, indem er aus tiefer Bewegung heraus seinem ehemaligen Sekretär die freundschaftliche Anrede von früher wieder gönnte, „wir sind vor zehn Jahren auseinandergegangen, ohne daß unsere Hände sich berührt hätten . . . Hier ist die meine! Wollen Sie einschlagen? . . . Ich reiche sie Ihnen in wahrer Achtung und Freundschaft.“

Und indem Heinrich Luc die warme und biedere Hand des Grafen ergriff und ungestüm drückte, fühlte er vielleicht zum erstenmal in seinem Leben die köstliche Freiheit eines reinen Gewissens, fühlte er, daß seine Jugendsünde für immer gebüßt und getilgt war.

Nach François Coppée.

◆◆◆◆◆

Ein Spruch von Gottfried Keller.

Der Geist kann wohl durch einen Menschen leidlich schön geäußert, niemals aber erfunden werden, da er von jeher und unendlich ist; daher die Bezeichnung der Wahrheit mit einem Menschennamen einem Raub am unendlichen Gemeingut gleichkommt, aus welchem der fortgesetzte Raub des Autoritätswesens entspringt. In einer Republik fordert man das Größte und Beste von jedem Bürger, ohne ihm durch den Untergang der Republik zu vergelten, indem man seinen Namen an die Spitze pflanzt und ihn zum Fürsten erhebt; ebenso betrachte ich die

Welt der Geister als eine Republik, die nur Gott als Protektor über sich hat, dessen Majestät in vollkommener Freiheit das Gesetz heilig hält, das er gegeben, und diese Freiheit ist auch unsere Freiheit und unsere die seinige!

Und wenn mir jede Abendwolke eine Fahne der Unsterblichkeit, so ist mir auch jede Morgenwolke die goldene Fahne der Weltrepublik! Die moralische Wichtigkeit dieses Unabhängigkeits sinnes scheint mir sehr groß und größer zu sein, als wir es uns vielleicht denken können.



Reise-Eindrücke aus Palästina.

Von Dr. Max Dettli, Glaritzegg.

(Schluß.)

2. In den Zionistenkolonien.

Wir fuhren von Jafa aus zu Wagen nach der Kolonie Sichron Jakob in der Nähe des Karmels. Bei dunkler Nacht langten wir an. Kurz vor Eintritt in die Kolonie hatte das Gefährt umgeworfen, als es statt des sicheren Ackers die türkische Landstraße benützte. Das ungewohnte harte Pflaster, das wir in der Kolonie unter die saufenden Räder bekamen, erschien mir deshalb eher beängstigend als erfreulich. Im übrigen hatte ich den Eindruck, in ein moskauisches Dorf einzufahren. Einstöckige, hier allerdings aus Stein gebaute Häuser, alle von derselben einfachen Art, ließen ohne Vorgärtchen ein breites Straßenkreuz zwischen sich. Und auch die feinen Silhouetten der Birken fehlten nicht: Wegen der Malaria hatten die Kolonisten zur Austrocknung des Bodens allenthalben Eukalypten angepflanzt.

Doch nicht die Dörfer will ich beschreiben.

Wir wohnten beim Arzte. Auf seinen Fahrten zu den Kranken erzählte er uns von der Geschichte der Kolonien. Ich habe folgendes davon behalten: Die ersten Ansiedler waren Russen. Sie kauften zum Teil aus eigenen Mitteln Land. Da sie aber keine Bauern waren, wurden sie betrogen. Sie erhielten nur die Striche ohne Wasser, so daß sich der Weinbau, den sie betrieben, nicht lohnte. Als finanzielle Schwierigkeiten eintraten, wandten sie sich an Baron Rothschild in Paris um Hilfe, die dieser auch zu leisten gewillt war. Er griff mit großen Kapitalien ein und errichtete z. B. ausgedehnte Keltereien, in welche die Ansiedler ihre Produkte abliefern konnten. So viel ich weiß, war es nie ganz klar, in welchem Maße die Kolonien die Kosten dieser Einrichtungen hätten amortisieren sollen. Sedenfalls stellte es sich bald heraus, daß davon nicht die Rede sein konnte. Als nämlich die Preise für die Trauben nicht mehr ihre ursprüngliche Höhe innehielten, waren die Kolonisten nicht mehr im Stande, sich selbst zu ernähren. Sie hatten sich aber gewöhnt, die ganze Sache als ein Unternehmen Rothschilds zu betrachten und verlangten von ihm persönliche Unterstützung, die dieser auch in Form von monatlichen Zuschüssen gewährte. Zur Regelung der nun schon sehr komplizierten Verhältnisse sandte er viele Verwaltungsbeamte. Diese Inspektoren und Administratoren waren aber auch keine Bauern und änderten zum mindesten gar nichts daran, daß die ersten Ansiedler bald kaum mehr waren als eine Menge nobler Bettler, die von